

Marie Vieux-Chauvet
Liebe Wut Wahnsinn

Marie Vieux-Chauvet

Liebe Wut Wahnsinn

Roman in drei Novellen

Aus dem Französischen übersetzt
von Claudia Steinitz

Aktualisiert und kommentiert
von Nathalie Lemmens

Mit einem Nachwort
von Kaiama L. Glover

MANESSE VERLAG

I

Liebe

Ich stehe dabei, blass wie ein Schatten, und verfolge das Drama, Szene für Szene. Ich allein durchschauje alles, ich allein bin gefährlich, und niemand hier ahnt etwas davon. Die alte Jungfer! Die keinen Mann gefunden hat, die nicht weiß, was Liebe ist, die niemals wirklich gelebt hat. Sie täuschen sich. Allerdings genieße ich meine Rache in aller Stille. Das ist meine Stille, meine Rache. Ich weiß, in wessen Arme Annette sich werfen wird, und ich werde meiner Schwester Félicia um nichts in der Welt die Augen öffnen. Sie ist allzu selig und trägt allzu stolz ihren drei Monate alten Fötus im Leib. Wenn sie schlau genug war, einen Ehemann zu ergattern, soll sie es gefälligst auch sein, um ihn zu halten. Sie hat zu viel Vertrauen in sich selbst, zu viel Vertrauen in die Welt. Ihre Gelassenheit bringt mich zur Verzweiflung. Sie lächelt und näht Hemdchen für ihren künftigen Sohn; denn es muss natürlich ein Sohn sein! Und Annette wird die Patin, darauf wette ich ...

Ich lehne mich in meinem Zimmer auf das Fensterbrett und beobachte sie: Im hellen Tageslicht stehen sie da, und Annette bietet Jean Luze die Frische ihrer zweihundzwanzig Jahre. Sie wenden Félicia den Rücken zu und besitzen einander, ohne sich zu berühren. Das Verlangen funkelt in ihren Augen. Jean Luze kämpft dagegen an, aber das Ende ist unausweichlich.

Ich bin neununddreißig Jahre alt, und ich bin noch Jungfrau. Kein beiderwertes Schicksal, das die meisten Frauen in der haitianischen Provinz ereilt. Ist es überall so? Gibt es auf der ganzen Welt Kleinstädte wie diese, festgefahren in uralten Gewohnheiten, wo einer dem anderen nachspioniert? Meine Stadt! Meine Heimat!, sagen sie voller Stolz zu diesem trostlosen Friedhof, wo man nur wenig Männer sieht außer dem Arzt, dem Apotheker, dem Priester, dem Bezirkskommandanten, dem Bürgermeister und dem Präfekten, alle frisch ernannt und so unver-

kennbar «Leute von der Küste»,¹ dass einem übel wird. Verehrer sind eine Seltenheit, da es seit jeher der größte Ehrgeiz der Eltern ist, ihre Söhne nach Port-au-Prince oder ins Ausland zu schicken, um sie zu Gelehrten zu machen. Einer von ihnen, Doktor Audier, ist nach seinem Studium in Frankreich zu uns zurückgekehrt, doch bis heute suche ich bei ihm vergeblich nach den Spuren des Übermenschen ...

Ich bin 1900 geboren. Zu einer Zeit, da die Vorurteile in dieser kleinen Provinz hohe Wellen schlugen. Drei Gruppen hatten sich gebildet und hielten sich wie Feinde voneinander fern: die «Aristokraten», zu denen wir gehörten, die Kleinbürger und das Volk. Schon seit frühestem Kindheit quälte mich meine besondere, geradezu zwiespältige Situation. Ich litt unter der dunklen Färbung meiner Haut, diesem von einer fernen Ahnin geerbten Mahagoniton, der im engen Kreis der Weißen und der weißhäutigen Mulatten, in dem meine Eltern verkehrten, einen Missklang darstellte.² Aber das ist nun vorbei, und mir liegt zumindest im Moment nicht daran, mich dem zuzuwenden, was nicht mehr ist ...

Père Paul meint, ich hätte mir den Geist mit Bildung vergiftet. Meine Intelligenz schlummerte, und ich habe sie geweckt, das ist die Wahrheit. Daher die Idee zu diesem Tagebuch. Ich habe ungeahnte Begabungen bei mir entdeckt. Ich glaube, ich kann schreiben. Ich glaube, ich kann denken. Ich bin hochmütig geworden. Ich bin mir meines Wertes bewusst. Mein Innenleben der Beurteilung durch fremde Augen entziehen, das ist mein Ziel. Hehres Bestreben! Werde ich es schaffen? Von mir zu erzählen, ist einfach. Ich muss nur sehr viel lügen und mir dabei einreden, dass ich die Wahrheit niederschreibe. Ich werde mich in Aufrichtigkeit üben: Die Einsamkeit hat mich verbittert; ich bin wie die Früchte, die vor der Reife vom Baum fallen und auf dem Boden faulen, ohne dass man sich die Mühe macht, sie aufzuheben. Es lebe Annette! Nach Justin Rollier, dem an Schwindsucht gestorbenen Dichter, kam Bob, der Syrer; nach Bob kam Jean, unser beider Schwager, und sie ist noch keine dreißig. Unsere kleine Stadt emanzipiert sich. Jetzt sind also auch wir von dem verseucht, was man Zivilisation nennt.

Ich bin die älteste der drei Clamont-Schwestern. Zwischen uns liegen jeweils genau acht Jahre. Wir leben zusammen in diesem Haus, dem ungeteilten Erbe unserer verstorbenen Eltern. Mir wurden, wie üblich, die mühseligsten Arbeiten übertragen. «Du hast doch nichts zu tun», scheinen sie zu sagen, «also beschäftige dich.» Und sie überlassen mir die Zügel des Hauses und die Kontrolle über die Kasse. Ich bin Dienerin und Herrin zugleich, eine Art Gouvernante, auf deren Schultern das tägliche Einerlei ihres Lebens lastet. Als Gegenleistung gibt mir jeder etwas Geld, damit ich für mich selbst sorgen kann. Annette arbeitet. Die ruinierte, in Bedrängnis geratene Bürgerin versinkt schamlos in Zugeständnissen und Zügellosigkeit, und so steht sie als Verkäuferin bei Bob Charivi, einem Syrer der übelsten Sorte,³ der an der Hauptstraße einen Laden hat. Jean Luze, Félicias Ehemann, ein schöner Franzose, der durch irgendein Wunder an unseren gastlichen Ufern gestrandet ist, arbeitet für Mister Long, den Direktor einer amerikanischen Firma, die sich vor zehn Jahren bei uns niedergelassen hat. Da ich nur wenig Bedürfnisse habe, häufe ich dank ihrer Gaben einen kleinen Schatz an. Mit zunehmendem Alter entwickle ich einen schnöden Geiz. Man muss nur zusehen, wie ich jeden Monat geduldig meine Ersparnisse zähle. «Es ist erbärmlich, dass Claire sich so vernachlässigt!», sagt Annette.

Félicia zuckt mit den Schultern.

Seit ihrer Hochzeit gibt es für sie niemanden auf der Welt außer Jean Luze. Den schönen Jean Luze! Den intelligenten Jean Luze! Jean Luze, den geheimnisumwitterten, exotischen Ausländer, der seine Bücher und seine Plattsammlung bei uns eingeräumt hat und der sich, das merke ich wohl, über unsere Lebensweise und unser rückständiges Denken lustig macht. Er ist der Mann ohne Tadel, der ideale Ehemann. Félicia strömt über vor Bewunderung und Liebe. Ich werde ihr nicht die Augen öffnen. Regelmäßig beobachte ich vom Fenster aus, was sie tun und lassen. So habe ich eines Abends Annette in den Armen ihres syrischen Chefs ergrappt. Sie saß auf der Rückbank des Autos, das sie halb in die Garage gefahren hatten. Ich habe alles gesehen, alles gehört, obwohl sie vorsichtig waren, um Félicia nicht zu wecken. An mich hatten sie nicht gedacht. Wie

könnte die alte Jungfer, die sich um Liebesdinge nicht schert, sie auch nur einen Augenblick verdächtigen? Das Verhältnis dauerte bis zu Félias Verlobung. Dann geriet für Annette wieder alles ins Wanken ...

Félicia, mittelgroß und dicklich, helle Haut und farbloses blondes Haar, hat die feinen Züge einer Weißen. Annette, obwohl ebenfalls weiß, hat Gold unter der Haut. Und ihr Haar ist schwarz, bläulich schwarz wie ihre Augen. Abgesehen von der Hautfarbe sieht sie aus wie ich vor sechzehn Jahren. Denn diese beiden weißen Mulattinnen sind meine Schwestern. Ich bin die Überraschung, die das vermischt Blut unseren Eltern bereitet hat; eine unangenehme Überraschung in jenen Jahren, kein Zweifel, sie haben mich genug darunter leiden lassen ... Die Zeiten haben sich geändert, und ich habe mit dem Alter gelernt, zu schätzen, was mir zugefallen ist. Die Geschichte steht nicht still und die Mode auch nicht, zum Glück ...

Jean Luze betrachtet Annette. Er kämpft. Dabei weiß er genau, dass er am Ende erliegen wird. Wenn sie einen Mann im Kopf hat, dann gibt sie nicht so schnell auf, diese Erkenntnis habe ich teuer bezahlt. Dieser Mann ist einer der verführerischsten, die ich je gesehen habe. Seine großen Schritte im Hof! Seine Art, die Treppe hinaufzustürmen! Seine so junge, so fröhliche, leicht heisere Stimme, die das Glück, das sie verbreitet, zu dämpfen scheint! Seine perfekte Sprechweise! Und sein Blick! Unbewusst liebkost er alles. Sogar mich ...

«Wie geht's, Claire?»

Er läuft an mir vorbei und geht hinauf in sein Zimmer, ihr gemeinsames Zimmer. Aber er begehrt Félicia nicht mehr, ich weiß es. Seine Gedanken sind bei Annette. Und die Schwangerschaft schadet Félicia. Sie ist außerstande, sich zu verteidigen. Ihr Lächeln wird immer vertrauensvoller, immer süßlicher, während Annettes Blick immer aggressiver und quälender wird. Wann platzt der Knoten? Ich lauere. Ich stehe hinter den Kulissen, und sie denken, ich sei nicht da. Doch ich bin der Regisseur des Dramas. Ich stoße sie auf die Bühne, sehr geschickt, ganz so, als mischte ich mich nicht ein, dabei lenke ich sie. Und sei es nur, indem ich Félicia zurede, sich im Liegestuhl auf dem Balkon auszuruhen, weil

ich weiß, dass Annette und Jean Luze unten im Esszimmer miteinander allein sind ...

Mit scheinbarer Gleichgültigkeit schließe ich die Türen und warte. Sie schweigen, verschlingen einander mit Blicken, mit klopfenden Herzen, verwirrten Sinnen. Der Moment ist noch nicht gekommen. Annette kann nicht vergessen, dass Jean Luze ihr Schwager ist, und für ihn bleibt Annette die Schwester seiner Frau.

Wir alle sehen seit einiger Zeit aus wie räudige Hunde, so sehr peinigen uns die Angst, der Sommer, die Sonne, der Hunger und alles, was daraus folgt. Schuld daran sind die Wirbelstürme, die Gott über uns entfesselt hat, um uns für das zu strafen, was Père Paul unsere Gottlosigkeit und unsere Schwäche nennt.

Die grausame Sonne des haitianischen Hochsommers streckt uns die Zunge heraus. Eine dicke, riesige Zunge voller Gerüche, die über unsere Haut leckt und uns den Atem nimmt. Wir verbrennen. Unser Schweiß rinnt ohne Unterlass. Es gibt kein Wasser mehr in der Luft, und der Kaffee, der einzige Reichtum dieses Ortes, beginnt zu vertrocknen. Ich sehe den Augenblick kommen, da Eugénie Duclan, die persönliche Freundin unseres Priesters Père Paul, Prozessionen organisieren wird, um die Wolken zu beeinflussen.

«Der Regen ist der Segen des Himmels», behauptet Père Paul sehr haitianisch in seinen Predigten.

Also sind wir verflucht! Zyklone, Erdbeben und Trockenheit, nichts bleibt uns erspart. Die Stadt quillt über von Bettlern. Krank und halb nackt belagern die Überlebenden der letzten Naturkatastrophe die Tore vor unseren Häusern. Jeder tut, als sähe er sie nicht. War nicht das Elend der anderen immer schon da? Seit zehn Jahren nimmt es ständig zu, heute trägt es das erstarrte Gesicht des Gewohnten. Schon immer gab es die einen, die sich satt essen, und die anderen, die mit leerem Magen schlafen gehen. Mein Vater, ein Großgrundbesitzer und Spekulant, der eine zweihundert Hektar große Kaffeplantage sein Eigen nannte, bezichtigte die Hungrigen der Faulheit.

«Was ist dein Beruf?», fragte er den, der ihm flehend die Hand entgegenstreckte. Und er antwortete an seiner Stelle: «Bettler.»

«Ruchloser!», schrie dann Tonton⁴ Mathurin. «Ruchloser!» Ach ja, der gute Tonton Mathurin! Man hatte uns gelehrt, ihn zu fürchten, als wäre er der Teufel in Person! Seit zwanzig Jahren ist er tot, und seit zwanzig Jahren sehe ich ihn, wenn ich an seinem Haus vorbeigehe, in seinem alten Umhang dastehen und meinem Vater ins Gesicht speien ...

Das Elend und die Ungerechtigkeit der Gesellschaft, all die unzählbaren Ungerechtigkeiten dieser Welt, werden erst mit den Menschen selbst verschwinden. Hundertfach erleichtert man das Leiden, millionenfach sieht man es auferstehen. Vergebliche Mühe. Und außerdem gibt es den Hunger des Körpers und den der Seele, den des Verstandes und den der Sinne. Jedes Leid wiegt gleichermaßen schwer. Um sich zu verteidigen, hat der Mensch die Bosheit kultiviert. Durch welches Wunder konnte dieses unglückliche Volk so lange friedlich, harmlos, gastfreundlich und fröhlich bleiben, trotz seines Elends, trotz der Ungerechtigkeiten und der gesellschaftlichen Vorurteile, trotz unserer vielen Bürgerkriege? Seit der Unabhängigkeit üben wir uns darin, uns gegenseitig umzubringen.⁵ Die Krallen des Volkes sind gewachsen und schärfer geworden. Der Hass ist zwischen uns geboren. Er hat die Folterknechte hervorgebracht. Sie foltern, ehe sie töten. Das ist ein Erbe des Kolonialismus, an das wir uns ebenso klammern wie an die französische Sprache.⁶ Wir glänzen im einen und sind noch mittelmäßig im anderen. Oft höre ich das Brüllen der Gefangenen. Das Gefängnis ist ganz in unserer Nähe. Ich sehe es von meinem Fenster aus. Es verschandelt mit seinen grauen Mauern die Landschaft. Die Polizei ist hellhörig geworden. Sie überwacht jede unserer Regungen. Ihr Anführer ist Kommandant Calédu, ein grausamer Schwarzer, der uns seit fast acht Jahren terrorisiert.⁷ Er entscheidet über Leben und Tod, und er missbraucht diese Macht.

Zwei Tage nach seiner Ankunft durchsuchte er fast alle Häuser der Stadt. Sämtliche Waffen wurden beschlagnahmt, sogar das Jagdgewehr von Doktor Audier. Begleitet von Gendarmen,⁸ die uns in Schach hielten, wühlte er in unseren Schränken und Schubladen, seine Lippen waren

schmal vor Hass. Wie viele Menschen hat er schon ermordet? Wie viele sind verschwunden, ohne Spuren zu hinterlassen? Wie viele sind unter entsetzlichen Umständen gestorben? Seine Bosheit hat uns angesteckt: Knien auf grobem Salz, die Gepeinigten zu zwingen, selbst die Schläge zu zählen, die ihnen die Haut von den Knochen reißen, oder kochend heiße Kartoffeln im Mund sind nur die geringsten Strafen, die einige von uns ihrer Dienerschaft auferlegen. Wahre Sklaven, die der Hunger ihnen zutreibt und an denen sie genüsslich ihre Bitterkeit und ihren Zorn auslassen. Bei ihren Schreien und auch bei denen der Gefangenen kocht mein Blut, tobt die Auflehnung in mir. Ich habe schon meinen Vater dafür gehasst, dass er die Söhne der Pächter grundlos auspeitschte.

Trotz der Ruinen, trotz des Elends bleibt sie schön, unsere kleine Stadt. Hin und wieder fällt es mir auf, wenn in meinem Geist unverhofft die Empfindsamkeit erwacht. Die Gewohnheit zerstört das Vergnügen. So oft laufe ich gleichgültig am Meer und an den Bergen vorbei, die den Horizont säumen. Auch wenn die Erosion die Hänge ganz und gar zerfressen hat, sind sie doch umwerfend schön. Die vertrockneten Äste der Kaffeesträucher haben aus der Ferne einen wohltuenden Pastellton, und das Ufer ist wie mit schaumiger Spitze bestickt. Aus der Tiefe des Wassers steigt der Geruch von Seetang auf. Kleine Boote sind an Pfählen vertäut. Ihre Segel zeichnen weiße Flecken auf das Meer, über dem sich der Himmel wölbt und seine Farben ausbreitet. Einmal in der Woche ertönt die Sirene des amerikanischen Frachters. Der einzige, der heute noch unsere Häfen anläuft. Beladen mit Fisch, Kaffee und Edelholz sticht er wieder in See. Unser Haus im Kolonialstil, dem der letzte Sturm ein Stück Dach weggerissen hat, ist etwa sechzig Jahre alt. Auf der einen Seite grenzt es an das von Dora Soubiran, auf der anderen an das von Jane Bavière, zwei Freundinnen aus Kindertagen, mit denen wir aus schwerwiegenden, aber ganz unterschiedlichen Gründen nicht mehr verkehren. Unter all den alten Häusern, die unserem aufs Haar gleichen und die Hauptstraße zu beiden Seiten säumen, sticht die moderne Villa des neuen Präfekten hervor. Monsieur Trudor ist eine Autorität, vor der sich alle tief verneigen. Wir

haben unsere Überheblichkeit verloren und verneigen uns gegenwärtig vor jedem. Viele Wirbelsäulen beginnen sich ob der häufigen Krümmung zu verformen. Monsieur Trudor gibt Empfänge, zu denen alle Ex-Großbürger-Mulatten-Aristokraten eingeladen sind. Sie holen ihre besten Anzüge und die Seidenkleider aus den Schränken und leisten der Einladung murrend Folge. Man muss eben mit den Wölfen heulen. Da die neue Zeit alles über den Haufen geworfen hat, geben wir uns Mühe, uns anzupassen. Einige von uns lassen sich lange bitten, doch als munteres Kind ihres Jahrhunderts nimmt Annette es auf sich, uns zu vertreten, ohne eine einzige Gelegenheit zu versäumen.

Die steinige, von den Stürmen übel zugerichtete Straße wird von grünlichen Wasserrinnen durchzogen, in denen die Mücken hausen. Der Bürgermeister, ein wohlgenährter, nach Frauen und Alkohol gieriger *grif*⁹, hat anderes im Kopf. Hygienische Straßen gehören nicht zu seinen Sorgen. Er verbringt seine Zeit lieber bei Madame Potiron¹⁰, der Lebensmittelhändlerin von der Ecke, eine pummelige *grimèl*¹¹, die Zuckerrohrschnaps verkauft, in dem Blätter mit aphrodisischer Wirkung schwimmen. Vor Fieber zitternde Bettler kauern an den Rinnen und schöpfen mit der Hand das stinkende Wasser, um es zu trinken. In den Seitengassen hausen in verfallenen Hütten, deren Wände sich auf den stark beschädigten Fundamenten kaum noch aufrecht halten, Familien mit eingefallenen Wangen und finsternen Gesichtern. Dort leben auch einige Dichter, die von der Polizei verfolgt werden, weil sie den so genannten «Intellektuellen» misstraut. Ihr Misstrauen ist unbegründet, denn wir sind sanft wie Schäfchen und vorsichtiger als Schildkröten geworden; seit einer Ewigkeit gehören unsere ständigen Bürgerkriege der Geschichte an, sind nur noch eine epische Legende, die der Jugend ein Lächeln entlockt.

Der Präfekt führt inmitten dieses Elends in seiner «Villa» ein prächtiges Leben. Er verdient nicht viel, aber er ist reich.

«Der liebe Gott hat euch gestraft», seufzt er angesichts der ausgestreckten Hände der Bettler.

«Der liebe Gott ist unzufrieden mit euch», bestärkt ihn Père Paul von

seiner Kanzel herab, «ihr frönt dem Aberglauben, ihr praktiziert den Vodou.¹² Gott hat euch gestraft.»

Seit dreißig Jahren lebt er in diesem Land und bekämpft diese Religion, aber er hat noch nicht begriffen, dass nichts sie jemals ausrotten kann. Um nicht daran zu glauben, um nicht den Schutz der Götter zu suchen, muss man sich ein für alle Mal von allem befreien, das Joch jeder Gottheit abwerfen und nur auf seine eigenen Kräfte vertrauen. Das habe ich getan. Aber wie soll man dieses unwissende Volk daran hindern, sich an alles zu klammern, was in seinen Augen Rettung verspricht, wenn doch seine Anführer, wenn selbst mein eigener Vater, dieser Pariser Mu-latte, regelmäßig den *lwa*¹³ opferte?

Ich habe den Schlüssel zu meinem Zimmer zweimal umgedreht und in meine Tasche gesteckt. Ich lasse niemanden herein, nicht mal meine Schwestern. Trotzdem habe ich die Liebesromane, die ich geradezu verschlinge, aus Vorsicht unter meinem Bett versteckt, ebenso wie die pornografischen Postkarten, die mir eines Abends an einer einsamen Straßenecke ein zwielichtiger Junge mit Brille verkauft, der gerade aus Port-au-Prince angekommen war und dann glücklicherweise spurlos verschwand.

Reinheit existiert nicht, und fleischliche Bedürfnisse sind normal. Kann man leben, ohne zu essen oder zu trinken? Ich winde mich auf meinem Bett, einem Verlangen ausgeliefert, das nichts zu stillen vermag. Ich schließe mein Fenster, sehe nach, ob die Tür verriegelt ist, und ziehe mich aus. Ich stehe nackt vor dem Spiegel, immer noch schön. Aber mein Gesicht ist welk. Ich habe Säcke unter den Augen und Falten auf der Stirn. Das reizlose Gesicht einer alten Jungfer, die sich nach Liebe verzehrt. Ich hasse Félicia dafür, diesen Mann ins Haus gebracht zu haben. Meine Versuchung. Meine schreckliche, köstliche Versuchung! Wenn sie ihr Zimmer verlassen, gehe ich und berühre ihr Bett, rieche an dem Laken, auf dem sie sich geliebt haben, wie eine Dürstende suche ich den mit männlichem Schweiß gemischten Geruch von Meeresalgen, das muss der Geruch des Spermas sein, über den sich Félicias fades Parfum legt.

Annette lässt sich nicht mehr von Bob Charivi nach Hause bringen. Ob es regnet oder stürmt, sie kommt zu Fuß zurück. Eine simple Taktik, um Jean Luze zu erweichen. Diese Taktik ist ganz in meinem Sinne. Ich will, dass Annette Jean Luze gehört. Ich will, dass sie im Leben dieses Mannes Félicias Platz einnimmt. Félicia gefällt mir nicht. Sie ist zu weiß, zu blond, zu lau und zu gesetzt. Ach! Wenn ich nur Annettes Jugend hätte. So wie ich aussehe, werde ich es niemals wagen. Ich muss nur mein vorzeitig gealtertes Gesicht betrachten, um mich gleich wieder einzufügen. Diese Verheerung! Das kommt vom Unbefriedigtsein. Wie ich es hasse! Weshalb hat sich Jean Luze nur Félicia ausgesucht?

Ich erinnere mich an seine Ankunft in der Stadt, an einem Morgen im letzten Jahr um diese Zeit. Ein mit Schlamm und Schmutz bedecktes Mietauto, gelenkt von einem schwarzen Chauffeur, blieb zufällig vor unserem Haus stehen. Alle Fensterläden öffneten sich gleichzeitig einen Spalt, und neugierige Augen blickten hinter vergilbten, staubigen Spitzenvorhängen auf die Ankommenden. Ich fegte gerade die Galerie¹⁴. Er öffnete die Autotür und kam auf mich zu. Hielt er mich für das Dienstmädchen? Er grüßte mich flüchtig und fragte nach der Firma von Mister Long, dem Amerikaner, Direktor der Export-Corporation; ich wies ihm mit der Hand den Weg. Als er uns später in Begleitung von Doktor Audier besuchte, der uns erklärte, dass Monsieur Luze eigens von weiter gekommen sei, um für die Export-Corporation zu arbeiten, setzte Annette alles daran, ihn zu verführen. Mich schien er kaum zu bemerken. Nur als Doktor Audier uns vorstellte: «Die Clamont-Schwestern!», starre er mich erstaunt an. Was in mir kurz die Komplexe erwachen ließ, von denen ich mich endgültig geheilt wähnte. Sein amüsiertes Blick ging durch den Salon, streifte Annette, blieb an Félicia hängen. Sie sah erschrocken und bewundernd zu ihm auf und betrachtete ihn mit leicht geöffnetem Mund. Ich glaube, ich habe ihn von der ersten Minute an geliebt. Leider hatte ich mich zu lange darin geübt, die anderen über meine wahren Gefühle zu täuschen, doch unter meiner distanzierten Maske brannte ich lautlos weiter wie eine Fackel. So steif und verkrampft, wachsam wie ein Gendarm, hätte ich noch den Kühnsten in die Flucht

geschlagen. Auch früher schon, bei Frantz Camuse und Justin Rollier, zwei annehmbaren Bewerbern, war ich unfähig zu reagieren. Damals fühlte ich mich allerdings noch gehemmt von der dunklen Farbe meiner Haut, an der sich unsere Bekannten heuchlerisch entzückten wie an einer Absonderlichkeit.

«Wie anders sie aussieht als ihre Schwestern!» – «Wem ähnelt sie eigentlich?» Und leiser fügten sie hinzu: «Was ist sie bloß ‹schlecht geraten›!»

Außerdem stellte ich mir den Geschlechtsakt, Liebkosungen, sogar Küsse als schändliche Handlungen vor, für die nur die Kirche durch das Sakrament der Ehe die Absolution erteilen konnte. Erzogen von absurden Kleingeistern, die mir meine ganze Kindheit hindurch immer wieder erklärten, dass die Liebe eine Sünde sei, eingesperrt in diesem Haus, in dieser Provinz, die ich nur zweimal verließ, um in Begleitung meiner Eltern nach Port-au-Prince zu reisen, lebte ich unter Menschen, von denen die meisten nicht aufgeklärter waren als meine Erzieher. Ich lernte, meine Instinkte zu unterdrücken, und schämte mich törichterweise meiner selbst. Jeder nähere Umgang mit jenen, die nicht der «besten Gesellschaft» angehörten, war für meine Eltern eine Schande. Ihre Engstirnigkeit beeinflusste mich so sehr, dass für mich nur noch die Menschen existierten, die wir bei uns empfingen. Meine Mutter vermied es, Frauen zu grüßen, die des Ehebruchs verdächtigt wurden, mein Vater nannte sie allesamt nur schamlos. Er war ein Schürzenjäger und sprach aus Erfahrung. Um es ihnen recht zu machen und auch um dem Gerede zu entgehen, das in ihren Augen ebenso schlimm war wie die Sünde selbst, musste man ein zurückgezogenes Leben führen.

Zu spät verstand ich, dass der Liebesakt auf einer Ebene mit allen anderen körperlichen Bedürfnissen des Menschen steht. Ebenso spät wurde mir die Dummheit der gesellschaftlichen Einteilung nach Reichtum und Hautfarbe bewusst. Ich habe Geschick in der Entlarvung der Emporkömmlinge und Heuchler entwickelt, hinter deren scheinheiligem Gehabe ich so etwas wie Künstler ahne, für die die erstaunlichsten Verrenkungen der Kopulation kein Geheimnis bergen. Es macht mir Spaß, mir ein

Paar beim Akt vorzustellen. Und je nachdem, ob es grotesk oder anmutig ist, kommt es mir lächerlich oder wunderbar erregend vor.

Im Schatten der Bäume entsteht unter meinem Fenster eine Oase der Frische. Ich sehe Jean Luze und Annette heimkommen. Jetzt bringt er sie nach Hause. Und Félicia empfängt sie mit offenen Armen. Sie hat heute fünfmal erbrochen, erzählt sie, während ihr Mann sie beiläufig küsst. Der Geruch des Essens vertreibt sie vom Tisch. Deswegen bediene ich Jean Luze. Er isst langsam und starrt auf seinen Teller. Annette lacht, weil er beinah sein Glas umgeworfen hätte. Ihr Lachen klingt wie eine Kristallglocke, und ihre Schmetterlingsaugen blitzen ebenso wie ihre Zähne. Für Jean Luze ist es eine Folter. Er entschuldigt sich und steht auf. Sie ruft ihn zurück und bittet ihn um eine Zigarette. Wie sie seinen Namen ausspricht! Er singt auf ihren Lippen. Sie zieht die einzige Silbe lang und lässt sie in ihrer Kehle vibrieren. Sie sieht ihm in die Augen, während sie die Zigarette an seinem Feuerzeug anzündet.

«Danke, Jean.»

«Keine Ursache.»

Trotz der Höflichkeit verrät sein Ton unterdrückten Missmut.

«Du siehst verärgert aus!»

«Ich?»

«Du hast Unannehmlichkeiten!»

«Keineswegs.»

Sie geht hinauf in den Salon, legt eine Platte auf und tanzt allein. Die Nadel kratzt.

«Ich bitte dich, mach meinen Apparat nicht kaputt», fleht Jean Luze.

Er schaut sie an, ohne mich zu beachten.

Aufruhr auf der Straße: Spekulanten, Kaufleute, Landwirte, Geschäftsführer, Groß- und Einzelhändler gehen aufeinander los, als wollten sie sich gegenseitig verschlingen. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Sie klagen sich gegenseitig an. Jeder wirft dem anderen seinen eigenen Ruin und sein Elend vor und macht ihn dafür verantwortlich. Diese Toren! Haben

sie vergessen, dass der Kommandant und seine Männer im Cercle¹⁵ lauern? Sie werden sie kurzerhand einsammeln und wegen subversiver Umtriebe anklagen. Jean Luze steht neben mir in der Esszimmertür, die unmittelbar auf die Galerie hinausgeht. Wir beobachten das Schauspiel.

«Was haben sie?», fragt er mich.

«Sie prügeln sich.»

«Wie immer. Und das Schlimme ist, dass niemand zu begreifen scheint, woher das Übel kommt.»

Er lacht ironisch, fast tonlos.

Unter einem Verkaufsstand schwankt eine Waage, mit der früher der Kaffee gewogen wurde, wie ein Hinkender hin und her. Stapel leerer Säcke, aus denen einzelne Kaffeebohnen rollen, bedecken den Boden. Bettler kommen mit ausgestreckter Hand auf uns zugerannt. Jean Luze winkt angewidert ab.

«Das ist ekelhaft!», meint er.

Und wirklich, sie stinken.

Ein Gendarm trennt die bissigen Hunde und verprügelt die Wider-spenstigsten. Ein Bettler in Lumpen, dessen Gesicht vom Hunger zerstört ist, blickt verstohlen zu uns auf.

«Und dann lassen sie sich auch noch verdreschen», knirscht Jean Luze mit zusammengepressten Zähnen.

Er hat schon gelernt, vorsichtig zu sein.

Der Bettler hebt den Arm, um sich am Kopf zu kratzen, und entblößt dabei eine Waffe, die mit einer Schnur fest um seine Hüfte gebunden ist.

Er ist einer von Kommandant Calédus Spitzeln. Calédu hat den Ruf eines Sadisten. Am liebsten peitscht er Frauen aus, ab und zu lässt er die eine oder andere einfach so festnehmen, um seinen Spaß zu haben.

Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Dora Soubiran, meine Schulfreundin und unsere Nachbarin zur Rechten, aus dem Gefängnis kam. Man hatte sie des Aufruhrs beschuldigt. Dora ist eine absolut harmlose Frömmelierin, nur dass sie – absichtlich oder nicht – ständig erklären muss, sie habe nur einen Herrn, nämlich Gott. Calédu liebt es, wenn man ihn fürchtet und ihm das zeigt. Vor allem bei einer Dora Soubiran, Erbin

und Nachkommin des verstorbenen César Soubiran, ehemaliger Direktor des Lyzeums, Diplom in Paris, ehemaliger Abgeordneter, ehemaliger Botschafter aller früheren Regierungen. Dora Soubiran behandelte Calédu von oben herab. Sie weigerte sich, den Gang der Geschichte, den Wandel der Umstände zu verstehen. Eines Abends holte er sie persönlich ab. Sie folgte ihm, ihren Rosenkranz betend, über die Hauptstraße, wo sich die Leute hinter ihren halb geöffneten Fensterläden im Dunkeln verkrochen hatten. Zwei Tage später kam sie zurück, verstört, nicht wiederzuerkennen, verfolgt vom Spott der Bettler, die vor Lachen kreischten, als sie wie eine Versehrte breitbeinig einen Schritt vor den anderen setzte. Nachts hören wir sie schluchzen. Niemand wagt, ihr beizustehen. Sie ist eine Verdächtige. Gezeichnet von Calédu, dem Anführer der Polizei, der eigens ausgewählt wurde, um diese kleine, ob ihrer Arroganz und ihrer Vorurteile berüchtigte Stadt in den Griff zu bekommen.

In drei Tagen habe ich Geburtstag, und sie möchten mich feiern. Ich lege keinen Wert darauf. Ich stehe nicht gern im Mittelpunkt. Ich werde trotzdem einen Kuchen backen, um nicht zu geizig zu erscheinen ... «Mit Schokolade», hat sich Annette gewünscht und sich die Lippen geleckt, «wie du ihn immer so toll backst.» Ja, aber wo finde ich Schokolade? Mein Gott, sie soll gefälligst mit dem zufrieden sein, was man ihr anbietet. Annette sprüht vor Leben. Für Jean Luze ist sie bestimmt die Versuchung selbst. Er verschlingt sie ungewollt mit Blicken. Ihre langen Beine zeichnen bei der kleinsten Bewegung faszinierende Arabesken. Sein Mut und seine Willenskraft kommen an ihre Grenzen. Félicia bleibt seit zwei Tagen in ihrem Zimmer. Jetzt müssen sie sich doch ungestörter, freier fühlen. Wird Annette endlich Jean Luzes Widerstand brechen? Er schaut sie oft so eindringlich an, dass es mir Schauer über den Rücken treibt. Vielleicht genieße ich alles, was er ihr gibt, noch mehr als sie selbst. Nicht sie empfängt, sondern ich. Durch welches Wunder?

«Mister Long hat mir zwei Flaschen Whisky geschenkt», sagte Jean Luze. «Ich lade ihn zum Fest ein.»

«Gut», stimmte Félicia zu.

«Und den Kommandanten?», fragte Annette.

«Nein», protestierte ich energisch.

«Ach!», sagte sie abfällig. «Weißt du, wir leben nicht mehr wie zu Zeiten unserer lieben Eltern. Vorurteile sind aus der Mode.»

«Es geht nicht um Vorurteile», antwortete ich.

«Wir müssten ihn ab und zu empfangen», riet die vorsichtige Félicia, «warum sollen wir ihn gegen uns aufbringen?»

«Alle empfangen ihn», drängte Annette, «sogar Madame Camuse. Wenn er erst etwas gegen uns hat, was geschieht dann?»

«Hast du ihm persönlich etwas vorzuwerfen, Claire?», fragte mich Félicia. «Natürlich, was mit Dora passiert ist, ist höchst empörend. Aber sie war immer schon unbedacht in dem, was sie sagte ...»

«Er ist ein anständiger Kerl, glaub mir», sagte Annette, «er hat seine Anweisungen, er kann nichts anderes machen. Und außerdem ist er ein gut aussehender Offizier. Er tanzt umwerfend und überhäuft Frauen mit Geschenken. Neulich hat er Corinne Laplanche eine wunderbare Kette aus Port-au-Prince mitgebracht.»

«Es ist normal, dass eine Corinne Laplanche seine Geschenke annimmt», entgegnete ihr Félicia. «Du aber nicht!»

«Warum nicht?»

«Weil du Annette Clamont heißt.»

«Dummes Zeug!», rief Annette. «Corinne Laplanche ist gebildeter als alle Clamonts zusammen. Nur gehören ihre Eltern nicht zu unserer guten Gesellschaft, wie ihr es so schön nennt, das ist alles. Dabei war ihre Mutter, Élina Jean-François, eine Mitschülerin von Claire ... Nicht wahr, Claire?»

«Ja», antwortete ich.

«Ich brauche dich gar nicht zu fragen, warum du nicht mit ihr befreundet warst», fügte sie hinzu, «aber ich suche mir die Leute, die ich mag, einfach so aus, ohne an ihren Status zu denken. Ich verlange nur, dass sie Eigenschaften haben, die mir fehlen, damit ich sie bewundern kann.»

Sie spricht für mich. Habe ich ihr die Worte in den Mund gelegt?

«Das ist sehr gut, Annette», lobte Jean Luze und sah sie interessiert an, «du bist gar nicht so einfältig, wie du immer scheinen möchtest. Du solltest mehr lesen, das würde dir helfen ...»

«Ich bin erst zweiundzwanzig! Ich habe noch alle Zeit der Welt. Es gefällt mir ganz gut, ein bisschen herumzusuchen, ehe ich mich finde.»

«Man kann genauso gut herumsuchen, indem man sich bildet, glaub mir», antwortete Jean Luze. «Und um das Thema nun abzuschließen, es ist Claires Geburtstag und nicht eurer, also soll sie die Gäste selbst bestimmen.»

«Dann wird niemand da sein», folgerte Annette resigniert.

«Wir werden da sein», antwortete ich ruhig.

«Und Mister Long?», fragte Annette.

«Und Mister Long.»

Jean Luze holt mich an der Tür zu meinem Zimmer ein.

«Du hasst ihn, nicht wahr?»

«Wen?»

«Den Kommandanten.»

«Ich mag keine Menschen, die ich nicht kenne.»

«Und mich magst du, weil du mich kennst? Magst du mich, Claire?»

«Natürlich mag ich dich. Bist du nicht mein Schwager?»

«Das ist kein Grund.»

Er lacht und stützt sich mit einer Hand an den Türrahmen.

«Ich rate dir nur, deine Abneigung gegen Calédu nicht zu zeigen», sagt er, «er würde es dich teuer bezahlen lassen. Obwohl ich hier neu bin, habe ich schon einiges begriffen. Eure Kleinstadt erlebt mitten im zwanzigsten Jahrhundert, was in Frankreich zu Zeiten von Louis XVI. passiert ist.¹⁶ Das wäre lustig, wenn es nicht so tragisch wäre. Versuche sie mit allen Mitteln zu täuschen und beuge den Kopf vor dem Kommandanten und seiner Clique. Zeig deine Antipathie nicht so wie Dora Soubiran. Das ist vergebliche Mühe, die nur traurige Folgen hat ...»

Ich habe mich abrupt von ihm abgewandt und bin in mein Zimmer gegangen. Wofür hält er mich? Ich zittere vor Angst beim kleinsten Geräusch, ich gehe den Verdächtigen aus dem Weg und wage nicht einmal,

Dora zu besuchen, ich vermeide es, mit den Bewaffneten zu sprechen, ja sie nur anzusehen, und er hält mich für fähig, diesen Schlächter Calédu herauszufordern. Er ist verrückt! Ich bin feige, das weiß ich wohl. Ich bin geprägt von meiner zimmerlichen bürgerlichen Erziehung. Ist er wirklich so blind? Dass er meinen verliebten Hass, meine verliebte Aufführung mit etwas anderem verwechselt, das werde ich ihm nie verzeihen!

Ich habe Dora vorbeigehen sehen. Sie schleppt sich immer noch breitbeinig dahin wie ein verstümmeltes Tier. Was hat man ihr angetan? Welch schreckliche Folter musste sie erleiden, dass sie seit einem Monat nicht normal laufen kann? Doktor Audier behandelt sie, aber er macht den Mund nicht auf. Ich habe ihn kürzlich mit gesenktem Kopf und gerunzelter Stirn aus ihrem Haus kommen sehen.

«Und unsere Nachbarin?», hat Jean Luze ihn gefragt.

Audier hat ihn mit zusammengepressten Lippen angestarrt, ohne zu antworten.

Es ist schon mutig genug, eine Gefolterte zu behandeln, wird sich Doktor Audier sagen. Die Angst hat seine Kraft gebrochen. Der Politiker, der große Verfechter der Freiheit und der Menschenrechte, der er zu Lebzeiten meines Vaters war, ist in ihm gestorben. Er lächelt sogar Calédu an, wenn er ihm die Hand schüttelt. Er ist alt, und er hat Erfahrung. Er lächelt den Präfekten an. Er lächelt den Bürgermeister an. Obwohl er unsere einstigen Besitzer aus tiefster Seele hasst, lächelt er auch Mister Long an. Denn Long, der für wenig Geld alles aufkauft, was hier wächst und lebt, hat sich sehr geschickt in den Schutz der Mächtigen geflüchtet, um uns das Blut auszusaugen.¹⁷ Und diese hohlköpfigen Schwarzen sind offenbar geschmeichelt von der eigennützigen Freundschaft des Weißen. Sein Haus ist mit Draht geschützt, sein Wasser gefiltert, sein Essen desinfiziert. Er hütet sich nach Kräften vor Mikroben und Mücken. Malaria und Typhus werden ihn nicht kriegen. Die Mächtigen haben nur einen Gedanken im Kopf: sich mit allen Mitteln zu bereichern, all jene zu demütigen, die früher sie gedemütigt haben, und die arrogante Bourgeoisie

zu vernichten; das nutzt Mister Long aus, er bestärkt sie, klatscht in die Hände und ruft: *Marvelous! Go ahead! God save Haiti!*¹⁸

Heute ist Sonntag. Ich habe das langärmelige weiße Kleid angezogen, den schwarzen Hut aufgesetzt und bin zur Messe gegangen. Ich folgte der Zeremonie, ohne daran teilzunehmen, mein Gebetbuch vor Augen und den Rosenkranz in der Hand. Mit den Gedanken war ich woanders. Wo sind sie? Was tun sie?, fragte ich mich. Jean Luze und Annette waren noch im Bett, als ich ging. Ich stellte mir vor, wie sie zusammen frühstückten, ich hörte Annette lachen, malte mir aus, wie Jean Luze sie ansah. Auf Knien, während der Priester die heilige Hostie emporhob, bemühte ich mich vergeblich, diese Bilder zu verjagen. Ich weiß, dass ich die Fromme seit Langem nur noch spiele. Ich habe den Glauben verloren, als ich nach dem letzten Orkan den Berg von Kinderleichen sah. Viele der Ältesten und Boshaftesten hatte er verschont. Warum? war die erste Frage, die ohne Antwort blieb und mir half, mutig einen Schlussstrich zu ziehen. Wie viele dieser Frauen, die hier knien, um den Leib und das Blut Christi zu empfangen, sind ihrem Nächsten nie zu Hilfe gekommen?, fragte ich mich an diesem Sonntag. Alle um mich herum waren große Sünder: Wucherer, Ausbeuter, Sadisten und Verdorbene. Ich kenne sie seit meiner frühesten Kindheit. Keinen hätte man in den Himmel heben können. Keiner zeigte Erbarmen für Jane Bavière und die durch ihre Schuld an Tuberkulose gestorbene Agnès Grandupré, keiner, der nicht den einzigen Gerechten verurteilte, der unter uns lebte, den alten Schwarzen Tonton Mathurin, der meinen Vater das Zittern gelehrt hatte.

Wie engelhaft sie in der Kirche aussahen! Was dachten sie wohl, während sie hier scheinheilig beteten? Übten sie sich darin, selbst Gott zu täuschen, diesen allzu großzügigen Gott, der sämtliche räudigen Schafe in seine Arme schließt?

Es muss ungefähr sieben Uhr abends gewesen sein.

Ich stand im Flur und wollte gerade hinuntergehen, als ich den Kopf hob und die Blicke auffing, die Annette und Jean Luze einander zuwarfen.

Annette nahm als Erste seine Hand und schob ihn, wiederum als Erste, in ihr Zimmer. Ich tat, als ginge ich nach unten, um sogleich wieder umzukehren und mein Ohr an die Tür und dann das Auge ans Schlüsselloch zu pressen: Sie waren noch angezogen, und Jean Luze, die Hände auf ihren Schultern, das Gesicht versteinert, kaum wiederzuerkennen, schien mit der Versuchung zu kämpfen. Er warf sie aufs Bett. Ihr Rock rutschte hoch, und er betrachtete sie mit hasserfüllter und bewundernder Neugier. Sie stöhnte, zog ihn mit geschlossenen Augen heftig an sich und krallte die Fingernägel in seinen Rücken.

Von Schamhaftigkeit gepackt, richtete ich mich hastig auf und blieb einen Moment vor der Tür stehen, mein Herz in Aufruhr, die Wangen glühend. Überwältigt von einer Flut von Gefühlen, die in mir aufeinanderprallten, dass mir schwindlig wurde, rannte ich schließlich davon und warf mich auf mein Bett. Ich blieb auf dem Bauch liegen, bis ich hörte, dass mich Félicia rief. Schnell wusch ich mir das Gesicht und ging zu ihr. Sie verlangte nach Brühe und fragte, wo ihr Mann sei.

«Er ist im Salon», antwortete ich ruhig.

«Und was macht er?»

«Er liest.»

«Sag ihm, er möchte hochkommen und mir einen Kuss geben. Er hat immer Angst, mich zu wecken.»

Um Zeit zu gewinnen, schlug ich ihr vor, sich schön zu machen.

Als ich ein paar Minuten später aus ihrem Zimmer kam, traf ich Jean Luze im Salon, wo er wirklich las. Sicher bemühte er sich aus Vorsicht um Ruhe. Er stand auf und wählte eine Platte aus, immer dieselbe. Aber in seiner Verwirrung irrte er sich in der Seite, und der zweite Satz des 5. Klavierkonzerts von Beethoven¹⁹ erhob sich zunächst mit zarten, melodiösen Flügelschlägen, um dann plötzlich in einem Akkord von unerhörter Gewalt loszubrechen.

Er sah mich mit unendlicher Sanftheit an.

«Liebst du dieses Konzert auch? Jedes Mal, wenn ich es auflege, kommst du angelaufen. Der erste Satz ist ebenso schön, aber ich habe mich geirrt. Wirklich, ich könnte niemals ohne Musik leben ... Ich glaube, ich habe

mein ganzes Leben lang einen Plattenspieler mit mir herumgeschleppt. Ich war noch keine zwanzig, da verzichtete ich auf alles andere, um mir den ersten zu kaufen. Meine Eltern waren gerade gestorben, ich verdiente meinen Lebensunterhalt mehr schlecht als recht ...»

In diesem Moment kam Annette herein. Ich verschlang sie mit den Augen, um auf ihrem Gesicht die Spuren ihres Triumphes zu entdecken und ihn zu genießen. Sie zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an und warf Jean Luze einen schrägen Blick ganz ohne jene zärtliche Dankbarkeit zu, die ich darin zu finden hoffte. Er musterte sie wie einen Feind. Ihr Verhalten überraschte und enttäuschte mich. Ich habe nur unter der Bedingung eingewilligt, diese Liebe durch Annette zu leben, dass sie sich ihrer würdig erweist. Sie muss in einer grenzenlosen Anstrengung über sich selbst hinauswachsen. Hat sie diesen für mich so bedeutenden Akt entweiht? Was hat sie gesagt, getan? Was ist zwischen ihnen vorgefallen? Es ist unmöglich, dass nichts ihre Umarmung überdauert hat. Das wäre zu trostlos.

Mister Long ist ein dicker Mann mit aufgedunsem rotem Gesicht. Bei der Hitze und der Sonne, denn heute, an meinem Geburtstag, werden wir förmlich gebraten, gleicht er einem gekochten Hummer. Jean Luze bietet seinem Chef einen Stuhl an und reicht ihm Whisky.

Der Kuchen steht auf dem Tisch, umkränzt von achtzehn Kerzen. Natürlich eine Idee von Annette. Sie umarmen mich, geben mir ihre Geschenke und singen im Chor «Happy Birthday to You». Von Jean Luze habe ich ein Handarbeitsnecessaire bekommen, von Annette eine Schachtel Taschentücher und von Félicia eine goldene Medaille.

«Ich zeichne dich aus», hat sie gesagt und mir die Medaille an die Bluse gesteckt.

«Na komm, ein schönes Lächeln.»

Jean Luze hält mein Kinn fest und sieht mir in die Augen. Ich habe Angst, dass er das wilde Klopfen meines Herzens hört. Er ist so groß, dass ich ihm kaum bis an die Schulter reiche. Ich wünsche mir, dass er sich plötzlich vorbeugt, mich in seine Arme nimmt und weit fortträgt.

Unverbesserliche Sentimentalität, die in jeder alten Jungfer schlummert.

Wir geben dem Dienstmädchen Augustine Kuchen. Das ganze Haus feiert.

«Leg eine Platte auf, Jean», schlägt Annette vor, «diese Schreie verderben mir den Spaß.»

Sie kommen aus dem Gefängnis, an- und abschwellend, geschlechtslos, grauenvoll.

«Calédu amüsiert sich», ruft Mister Long mit einem fetten Lachen, das seine Hängewangen schüttelt. (Sein Akzent gibt dieser grausamen Bemerkung eine kindliche Note.)

«Komische Art, sich zu amüsieren, finden Sie nicht?», fragt Jean Luze mit einem seltsamen, fast feindseligen Lächeln.

«Ach, wissen Sie, ich akzeptiere es, wenn die Leute sich nach Lust und Laune vergnügen. Und außerdem muss man doch völlig verrückt sein, wenn man unter diesen Umständen irgendetwas ändern will.»

Er streckt Jean Luze sein Glas entgegen, der gießt ihm einen neuen Whisky ein.

Annette schwirrt um sie herum. Sie verausgabt sich sogar für diesen widerlichen Amerikaner. Das grenzt schon an Nymphomanie.

«Wie ich Ihnen neulich schon sagte, Monsieur Luze, ist die Kaffeernte seit drei Jahren so schlecht, dass wir uns auf Holz umstellen müssen», fährt Mister Long fort. «Ich erwarte eine Antwort von unserer Firma. Ohne den Versand von Holz werden wir gezwungen sein, unser Handelshaus zu schließen. Sie haben hier auf den Bergen und sogar in der Stadt wunderbare Bäume, die ein hervorragendes Holzreservoir darstellen! Diese Gegend ist bezaubernd: das Meer, die Berge, die Bäume! Schade nur, ja, wirklich schade, dass sie so arm und vom Pech verfolgt ist.»

«Was wird aus den Feldern der Bauern, falls sie überhaupt zum Abholzen bereit sind? In der Regenzeit wird die ganze Erde weggeschwemmt», gibt Jean Luze zu bedenken.

«Mein Lieber, das ist doch ihre Angelegenheit. Entweder sind sie be-

reit, ihr Holz zu verkaufen, oder wir gehen weg von hier. Wir wollen ihr Holz ja nicht geschenkt, nicht wahr ...»

Ich höre kaum zu. Die Schreie fordern meine ganze Aufmerksamkeit. Ich spalte die Ohren. Ich muss auch noch das leiseste Stöhnen vernehmen. Ich bin fast sicher, dass da ein Kind schreit. Mein Gehör wird immer feinfühliger. Ein letztes Brüllen verklingt in einem heiseren Ton, so voller Schmerz, dass ich aufstehe und die Hände an die Ohren presse.

«Stört es Sie so sehr, die Schreie zu hören?», fragt mich Mister Long.

«Überhaupt nicht.»

Jean Luze reicht mir ein Glas.

«Trink», sagt er.

Meine Hand zittert.

Mister Long spricht von seinem Land, das anscheinend so reich ist, so schön, so gut organisiert. Was sucht er dann in diesem Loch, wenn nicht den Reichtum? Warum ist er gekommen, wenn nicht, um uns Schäfchen zu scheren?

Nachdem Mister Long sich verabschiedet hat, geht Félicia in ihr Zimmer. Jean Luze hört im Salon Beethoven. Annette beobachtet ihn aus dem Halbdunkel. Ich bleibe so lange wach wie sie. Ich durchschaue ihr Theater: Sie sind heute Abend verabredet. Ich schließe die Türen und warte. Das Haus scheint zu schlafen. Ich höre ihre vorsichtigen Schritte, das Quietschen von Annnettes Zimmertür. Ich stelle sie mir nackt vor, wie sie sich umarmen, einander wieder und wieder nehmen. Ich lege mich hin, nackt auch ich, lodernd vor Verlangen. Ich bin bei ihnen, zwischen ihnen. Nein, ich bin allein mit Jean Luze. Wie die Liebe doch jedes andere Gefühl auslöscht! Hörte ich jetzt Schreie aus dem Gefängnis, ich würde nicht darauf achten. Ich bin Annette. Ich bin sechzehn Jahre jünger. Dann höre ich nur einen entsetzlichen Schrei und den Sturz eines Körpers. Ich will nicht peinliche Zeugin eines Dramas sein. Ich röhre mich nicht und warte, bis die Aufregung sich legt. Annnettes Tür steht halb offen, und Félicia liegt auf dem Boden. Jean Luze, korrekt gekleidet, beugt sich über seine Frau, während Annette im Hausmantel, blass wie eine

Tote, mich anschaut. Ich weiß nichts. Ich verstehe nichts. Ist es nicht ganz normal, dass einer schwangeren Frau übel wird?

«Lauf zu Doktor Audier», sage ich zu Jean Luze.

Er trägt sie in ihr Zimmer und rennt davon.

Ich höre die Treppe unter seinen Schritten knarren und beuge mich nun ebenfalls über Félicia.

«Mein Gott, was ist denn mit ihr?», ruft Annette und presst die Hände an die Brust.

Sie spielt nicht die Unschuldige. Komödie ist nicht ihre Stärke. Sie wollte diese Komplikationen nicht. Jetzt ist sie beunruhigt und ratlos.

Ich verzichte auf eine Antwort. Ich bin damit beschäftigt, Félicias Hände zu reiben.

«Geh aus dem Zimmer, Annette», sage ich nur.

Wir sind allein, Félicia und ich. Ich spritze ihr Alkohol auf die Wangen, ohrfeige sie und rufe ihren Namen. Sie erwacht aus ihrer Bewusstlosigkeit und beginnt zu schluchzen.

«Claire! Claire!»

O nein, ich will nichts hören. Ich werde sie pflegen, wie ich es immer getan habe, aber ich möchte auf keinen Fall, dass sie mir ihr Herz ausschüttet. Man möge die alte Jungfer verschonen.

«Claire! Claire!»

«Sei still. Sonst wird es noch schlimmer, und du verlierst das Kind.»

Jean Luze kommt mit Doktor Audier zurück. Félicia bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und schluchzt. Nachdem Audier sie untersucht hat, gibt er ihr eine Spritze und befiehlt ihr, ein paar Tage das Bett zu hüten.

«Lassen Sie sie bloß nicht allein», rät er Jean Luze leise, «sie hat einen schrecklichen Schock erlitten.»

Jean Luze ist voller Reue. Er küsst sie und flüstert ihr etwas ins Ohr.

Ich bin immer noch da und lauere auf jede Regung, jedes Wort.

«Es ist nichts passiert, ich schwöre es dir, nichts», wiederholt er diesmal etwas lauter.

Glaubt sie es? Sie streichelt sein Gesicht mit einer langsamen Bewe-

gung, voller Zärtlichkeit, als hätte sie bereits alles vergessen. Was für ein Vertrauen sie in ihn hat!

«Zum Glück keine Blutung!», ruft der Arzt. «Nur eine Unpässlichkeit!»

Ich bringe ihn hinaus, dann kehre ich an Félicas Bett zurück. Sie ist eingeschlafen, die Spritze wirkt.

Ich setze meine Unschuldsmiene auf und frage Jean Luze: «Wie ist das passiert?»

Er sieht mich ruhig an.

«Ich habe keine Ahnung. Ich war im Salon, plötzlich habe ich sie schreien gehört»

Oh, wie gut wir beide lügen!

Er ist heute früh nicht zur Arbeit gegangen. Ihre Zimmertür ist zu, und Augustine hat ihnen das Frühstück ans Bett gebracht. Annette wirkt noch nervöser als gestern. Sie rennt hin und her, starrt auf die Tür. Warum hat er sich mit Félicia eingeschlossen? Was wird er ihr versprechen? Am Nachmittag geht die Tür endlich auf, und es erscheint ein so finsterer und distanzierter Jean Luze, dass es übermenschlichen Mutes bedürfte, ihn anzusprechen. Annette ruft ihn trotzdem, und er sieht sie an voller Abneigung, die er keineswegs zu verbergen sucht. Ich habe mich versteckt, um ihr Gespräch zu belauschen.

«Es ist vorbei, Annette», sagt er, «ich hoffe, du hast es verstanden. Félicas Leben und das des Kindes hängen von deinem Verhalten ab. Du musst dich beherrschen.»

«Aber das kann ich nicht, das werde ich nie ...»

«Übertreib nicht.»

Sein Ton ist schneidend.

«Ich liebe dich.»

«Sei still.»

«Zwei Schritte von dir entfernt leben und schweigen, das kann ich nicht.»

«Dann verlassen Félicia und ich das Haus. Ich habe geheiratet, um ein

Heim und Kinder zu haben und mein Abenteurerleben zu beenden. Ich will keine Schwierigkeiten, verstehst du? Ich will keine Geschichten.»

Seine Stimme ist so hart, dass ich zweifle, ob ich ihn am Vorabend wirklich in ihren Armen ertappt habe.

«Du hast mich also nicht geliebt?»

Schweigen.

«Du hast mich also nicht geliebt?»

Er antwortet ehrlich erstaunt und voller Verachtung.

«Dich geliebt? Was denkst du dir?»

Wieder herrscht Schweigen, und ich bedaure, dass ich Annettes Gesicht nicht sehen kann. Meins ist störrisch, unzufrieden. Vielleicht, weil ich überzeugt bin, dass ich unsere Sache besser vertreten würde?

«Du musst das Haus nicht verlassen», erklärt sie mit zitternder Stimme.

«Abgemacht?», fragt Jean Luze.

«Abgemacht», antwortet sie.

Jeder kehrt in sein Zimmer zurück. Ich schließe mich hastig in meinem ein. Meine Wange brennt von dem Satz, mit dem er sie geohrfeigt hat. Abgemacht, hat sie zugestimmt. Aber ich nicht. Ich werde kämpfen. Niemals werde ich akzeptieren, dieses Abenteuer so erbärmlich enden zu sehen. Auch wenn Annette sich als gute Spielerin fügt, einen Schlusspunkt zu setzen, ich werde aufbegehren. Ihr Mut, der Mut, den ich nicht hatte, muss belohnt werden. Sie muss diese Liebe zu meiner eigenen Befriedigung leben, bis ihr Verlangen gestillt ist ...

Schreit nur auf, wenn euch dieses Manuskript je in die Hände fällt, nennt mich schamlos und unmoralisch. Verpasst mir die schlimmsten Schimpfnamen, wenn es euch erleichtert, aber ihr werdet mich nicht mehr einschüchtern. Ich habe genug Zeit damit verloren, euch ernst zu nehmen, ich habe mein Leben verpfuscht. Ich will meine Rache. Ich rebelliere. Jetzt kommt alles hoch, und es macht mich rasend. Mein Leben reicht mir nicht mehr. Essen, das Haus in Gang halten, mich am Schlaf berauschen, das ist kein Leben. Ich will etwas anderes. Wie ihr, wie der ganze Rest der Welt. Unsere freundliche Miene ist eine Täuschung, unser zufriedenes Lächeln soll nur den Neid wecken. Es tröstet, es hilft uns, zu leben, wenn wir vor-

geben, zu den Auserwählten dieser Erde zu gehören. Ich brauche euer Privatleben nicht auszuspionieren, ich weiß, wie es ist. Es sieht überall gleich aus. Warum solltet ihr anders sein als ich? Die Angst schnürt uns die Kehle zu und zwingt uns alle zu einem abartigen Verhalten. Deshalb verkriechen wir uns hinter einer Fassade. Wenn die Fassade einstürzt, sind wir erbarmungslosen Richtern ausgeliefert, die noch schlimmer sind als wir selbst. Ihre Stellung schützt sie. Ich habe Angst vor ihnen. Sie haben mich die Heuchelei gelehrt. Im Grauen der Einsamkeit habe ich entdeckt, dass die Gesellschaft es nicht verdient, dass man ihr auch nur einen Kothaufen opfert. Sie verschanzt sich hinter einer Barrikade des Schwachsinns. Sie ist die Erste, die die Freiheit verstümmelt. Geboren werden, leiden, altern und in Ergebenheit sterben, das ist unser Los, wenn wir unser Joch nicht abwerfen. Das Leben geht mit vielen von uns nicht gerade großzügig um. Was hat es mir geboten? Nichts. Ich konnte mich nicht durchsetzen, und es hat mich vergessen. Fast jede alte Jungfer wird von einem Haustier begleitet. Eugénie Duclan hat ihre Katze und Dora Soubiran ihren Hund. Ich mag keine Tiere; ihre Berührung ekelt mich an. Der treue Hund, der dir die Füße leckt, die scheinheilige Katze, die nur darauf lauert, auf den Tisch zu springen, sie sind mir zuwider. Ihr Verhalten erinnert mich an niedere Kreaturen. Aus Furcht vor dem Skandal habe ich in mir einen ganzen Ozean der Liebe unterdrückt. Ich habe meine Reize in egoistischer Einsamkeit vergeudet. Meine Zeit zu lieben ist abgelaufen. Ich bin eine Wüste ohne Schatten. Für mich ist es zu spät, mit dem Leben zu beginnen. Doch alles um mich herum lebt, um mein Leid aufs Äußerste zu steigern, sogar die Insekten. Sie sind mir lieber als die Menschen, die ihre Enthaltsamkeit pflegen und sich brüsten, ihre Würde bewahrt zu haben. Als säße diese Würde irgendwo in ihrem Körper! Auf meinen pornografischen Postkarten posieren Paare, die mich den Liebesakt lehren: Sie tun ein nützliches Werk. Die Verklemmten haben miteinander gemein, dass sie die Bedeutung dessen, was sie sich versagen, übertreiben. Die Priester verbergen ihr Verlangen unter einem Rock und die Nonnen unter einem Schleier, aber sie sind dennoch davon besessen. «Es ist unsere vornehmste Pflicht, keinen Anstoß zu erregen», sagte mein Vater immer, obwohl sein

ganzes Leben anstößig war, und er quälte mich, um mich Sittsamkeit zu lehren. Sittsamkeit! Ich habe lange daran geglaubt, ehe ich entdeckte, wie hohl sie ist. Sie macht einen dummen. Das Glück ist flüchtig. Man braucht ein Körnchen Wahnsinn, um es im Flug zu ergreifen.

Annette ist heute nicht zum Essen erschienen, das Ehepaar Luze auch nicht. Seit Félicias Unpässlichkeit schließt sich Jean Luze mit ihr ein, sobald er von der Arbeit kommt. Ich bin allein im Esszimmer, stelle die Gerichte zusammen und lasse sie von Augustine hochbringen. Das Haus ist stiller als ein Friedhof. Sobald Annette weggeht, nutzt Jean Luze die Gelegenheit, im Salon Musik zu hören. Ich kenne das Klavierkonzert schon auswendig, so oft habe ich es gehört. Ich liebe es ebenso wie er. Es trägt mich so weit fort, dass ich zu mir zurückkehre, meine Nerven sind so empfindlich, als wäre mir das Alltagsleben unerträglich geworden. Félicia hingegen liebt nichts von dem, was er liebt. Die Musik lässt sie gleichgültig, die Bücher auch. Ich plündere heimlich Jean Luzes Bibliothek. Ganz allein habe ich wahre Schätze entdeckt. Selbst wissenschaftliche Werke schrecken mich nicht.

Es gibt wieder eine Zusammenrottung auf der Straße. Mister Long versucht im Beisein des Präfekten und des Bezirkskommandanten, die Bauern zu überzeugen, ihre Bäume zu fällen und das Holz zu verkaufen.

«Durch den Verkauf von Holz werdet ihr schneller reich als durch den Kaffee», schreit Long in stümperhaftem Kreolisch.

«Wenn du uns denselben Preis dafür zahlst wie für den Kaffee, bleiben wir arm, Mister Long», antwortet ein Bauer.

Die Syrer stehen in den Türen ihrer Geschäfte, beobachten die Szene und tauschen ihre Meinungen in einer Sprache aus, die nur sie allein verstehen.

«Dieses Geld wird uns wie Sand durch die Finger rinnen», warnt ein anderer Bauer. «Wir müssen unsere Bäume behalten, sie sind das Einzigste, was uns bleibt. Die großen Vögel haben sich auf uns gestürzt: kra, kra, kra! Und jetzt wollen sie uns die Haut abziehen.»

Ein kräftiges Lachen schüttelt die Anwesenden.

Calédu wird ungeduldig. Die Bettler wälzen sich wollüstig im Staub.

«Kra, kra, kra», wiederholen sie unter Zuckungen.

Wo finden sie nur die Kraft zu lachen?

«Überlegt es euch», sagt der Präfekt, «Mister Long bietet euch ein Business an. Wenn ihr es nicht wollt, lehnt ihr es einfach ab. Deswegen muss man sich doch nicht aufregen.»

«Geht auseinander, verschwindet, geht nach Hause, um zu überlegen», befiehlt der Kommandant.

Er marschiert mit gewichtiger Miene voran und lässt seinen Stock wirbeln. An seinem Gürtel hängen Waffen. Er ist ein lebendes Arsenal. Man wagt kaum, zu ihm aufzuschauen. Die Bettler weichen kriechend zurück, die Bauern gehen mit gesenkten Köpfen nach Hause. Von vornherein besiegt.

Nun stehen Calédu und Mister Long vor unserem Tor. Ich höre sie reden.

«Verprügeln Sie sie», sagt Mister Long. «Wollen Sie vielleicht, dass unser Geschäft platzt?»

«Sie geben schon nach», antwortet Calédu, «der Hunger wird für sie entscheiden.»

Die Sonne sperrt ihren glühenden Rachen über uns auf. Das Meer braut schwere, schaumige Wellen.

Ich sehe Jean Luze nach Hause kommen. Er hat den Hemdkragen geöffnet und wischt sich im Gehen das Gesicht ab. Der Schweiß klebt eine braune Strähne an seine Stirn. Nie war er schöner. Er fragt: «Wie geht's?», und lässt sich mir gegenüber im Salon in einen Sessel fallen.

«So eine Hitze!», stöhnt er. «Komisch, in meiner Heimat habe ich mir diese Insel ganz anders vorgestellt. Sie erschien mir durch meine Lektüre wie ein Paradies, in dem man weder leiden noch sterben kann.»

«Du bist enttäuscht.»

«Ich habe immer davon geträumt, in ferne Länder zu fahren. Außerdem hielt mich nichts mehr zu Hause. Ich bin so weit gereist, um hier Reichtum und das Paradies zu finden. Nun arbeite ich für einen Hunger-

lohn mitten in der Hölle. Dabei kann man die Schönheit dieses Himmels, dieses Meeres gar nicht leugnen; ebenso wenig den heiteren Charme dieser Gegend. Irgendwas muss die Stadt in dieses Höllenparadies verwandelt haben.»

«Glaubst du an das Verhängnis?»

«Nein, ich glaube nicht daran. Aber es ist schon ziemlich verwirrend, wenn man manchmal eine unsichtbare böse Hand auf sich lasten spürt. Wie hast du früher gelebt?»

«Ich! Ach, weißt du ...»

«Versteck dich nicht ständig hinter einer Maske. Sag, was du denkst, Claire, lerne, dich zu verteidigen. Du bist scharfsichtig, intelligent. Was ihr hier erlebt, kann doch für dich keine Strafe Gottes sein. Du hast sicher über alles nachgedacht und das Problem verstanden. Gib es zu.»

«Es gibt nichts zu verstehen. Die Zeiten haben sich geändert, das ist alles.»

«Wie war es vorher?»

«Anders.»

Und ich senke wie eine dumme Gans verdrossen den Kopf.

«Geheimniskrämerin», sagt er noch.

Die Wahrheit auszusprechen, ist schwer, wenn sie beschämend ist. Anderen würde ich sie vielleicht gestehen, aber nicht ihm. Es ist schon schlimm genug, dass er unseren Niedergang, unsere Demütigung miterlebt. Er beugt sich über mich. Das Grübchen in seinem Kinn wird tiefer, wenn er lächelt. An den Schläfen ergraut sein Haar so wunderbar. Ich hebe langsam die Hand zu seinem Kopf. Sein Blick hat mich schon verlassen. Gleichgültigkeit. Er geht ohne ein weiteres Wort ins Schlafzimmer, wo ihn Félicia erwartet.

Jetzt bringt wieder der syrische Ladenbesitzer Annette nach Hause. Sie gibt ihm die Hand und lacht übertrieben laut. Es ist ein unechtes Lachen, das Lachen einer Kranken. Man kann förmlich zusehen, wie sie abnimmt. Ihr Blick klebt an Jean Luzes und Félicias Zimmertür. Wir leiden beide Qualen und fürchten, dass er an seiner Entscheidung festhält. Wir

empfinden die gleiche Enttäuschung, die gleichen Sorgen, den gleichen Schmerz. Manchmal vergesse ich, wer ich bin, dann glaube ich, dass ich es bin, der Jean Luze aus dem Weg geht, dass ich diejenige bin, die er in seinen Armen gehalten hat. Ich sträube mich gegen die Vorstellung, dass Annette nicht kämpfen will, um ihn zu halten. Wie konnte sie nur so leicht kapitulieren? Was macht ihr Angst? So ein Mann hätte doch ihre Kampflust wecken müssen. Ich spinne weiter an meiner Intrige. Ich leiste Félicia Gesellschaft, damit er freier ist. Den ganzen Tag bade ich in ihrer faden Intimität. Begeistert empfange ich die alte Schwatzliese Gisèle Audier, weil ich weiß, dass ihr Gerede Jean Luze aus dem Zimmer vertreiben wird. Sie rollt auf ihren kurzen Beinen herein und beugt ihr Gesicht mit der faltigen Himmelfahrtsnase über Félicia.

«Meine Liebste, wie schrecklich, diese plötzliche Ohnmacht!»

Félicia lächelt. Bald kann sie sich in den Liegestuhl setzen und wieder an der Wäsche für ihren Sohn arbeiten.

«Ich habe die schöne Annette gar nicht gesehen ...»

«Sie ist in ihrem Zimmer», antwortet Félicia.

Ihre Stimme hat unmerklich gezittert, aber sie beherrscht sich. Gisèle Audier spricht jetzt vom Baumfällen, das gestern begonnen hat.

«Sie haben eine riesige Menge Edelhölzer verkauft. Wie es heißt, wird ihnen Mister Long einen guten Preis dafür zahlen.»

«Jean findet es bedauerlich für den Kaffee.»

«Und Jules ist wütend. Aber er hat die Amerikaner ohnehin nie gemocht. Er macht sie für alles verantwortlich. Ich glaube, das kommt von seinem Hass auf die Besatzung. Euren Vater hat sie getötet, und aus meinem Mann hat sie einen Besessenen gemacht, der überall, selbst in unseren schlimmsten politischen Katastrophen, die Hand des State Departments²⁰ wittert. Das wird zur Obsession.»

Sie lacht.

Dieses Gespräch lässt für einen Moment den Geist meines Vaters und seiner Anhänger auferstehen. Ich sehe Laurent, Justin Rollier und all die Verschwundenen, wie sie den Cercle l'Étoile betreten, den der verstorbene Monsieur Camuse gegründet hat und in dem, eine nach der ande-

ren und zu ganz unterschiedlichen Zeiten, die drei Clamont-Schwestern in langen Seidenkleidern ihren Einzug in die Welt gehalten haben. Der Cercle wurde unter Calédus Augen von den Bettlern geplündert, und inzwischen haben sie sich dort eingenistet. An jenem Tag wäre Madame Camuse vor Empörung beinahe gestorben.

Jean Luze spielt im Salon Musik. Weil er sie hört, durchfließen mich diese Noten. Ich bebe am ganzen Körper, und meine Gefühle sind so stark, dass ich mich schnell in meinem Zimmer einschließe. Die Töne explodieren wie Schreie, dann wieder verweilen sie wie Liebkosungen. Das ganze Haus ist davon erfüllt. Welch Hymne an das Leben ist doch dieses aus dem Schmerz geschöpfte Werk!

Um den Anschein zu wahren, besuche ich weiter regelmäßig die Messe und empfange jeden Monat die Kommunion. Père Paul nimmt mir die Beichte ab. Um den Mythos der reinen, makellosen alten Jungfer nicht zu zerstören, gestehe ich ihm nur meine lässlichen Sünden; ich behalte für mich, was man als Todsünde ansieht. Das ist eine Sache zwischen Gott und mir. Mutig nehme ich jede Strafe auf mich, so schrecklich sie auch sein mag. Mit ausgestrecktem Zeigefinger werde ich vor ihm erscheinen. Ich werde die Klägerin sein. Ich weiß nicht, ob da oben alles perfekt ist, aber auf der Erde herrscht ein heilloses Durcheinander! Ich werde ihm erzählen, wie es läuft. Ich werde ihm die Augen öffnen. Aber vorher werde ich bei der Prozession zum Fest der heiligen Jungfrau erst einmal eine der zwölf Töchter Mariens sein, wie seit fünfundzwanzig Jahren. Ich werde die Unbefleckte begleiten und ihr Banner tragen, gekleidet in Weiß und mit einem blauen Gürtel wie sie. Unterstützt von Père Paul wird Eugénie Duclan ihren Kreuzzug zum Sturm auf den Herrn ausrufen. Die Reihe der von Gesängen und Gebeten begleiteten Prozessionen soll den Himmel erweichen und seinen heiligen Segen erbitten. Père Paul hat ein Lied komponiert: «Möge Gott es regnen lassen, möge er die Stadt von ihren Sünden reinwaschen. Erbarmen! Erbarmen! ...»

Nie würde Madame Camuse es wagen, ihren Ruhealtar ohne meine Hilfe zu schmücken. Eine Frage der Gewohnheit. Sie empfängt mich mit

Freudenrufen: «Ich wusste, dass du mich nicht im Stich lässt! Wenigstens du bist treu. Diesmal hätte ich gern einen Altar, der einen Winkel des Paradieses zeigt, in dem eine Heilige mit einer Blumengirlande steht. Aber wer soll die Heilige darstellen?»

Sie mauzt beim Reden wie eine alte kokette Katze und erklärt in überzeugendem Ton: «Du wirst es sein.»

«Ich?!»

«Ja, du, ich kann mir dich sehr gut als Heilige vorstellen.»

«Ein junges Mädchen wäre doch viel besser geeignet», schlage ich vor, denn ich fürchte, sie könnte sich an ihrer Idee festbeißen.

«Ein junges Mädchen, ja. Aber wer?»

«Die Tochter des Präfekten.»

«Die Tochter des Präfekten!», schreit sie auf. «O nein! Das meinst du nicht ernst? Dieses entsetzliche schwarze Gör! Und außerdem, unter uns, ich lasse mich ja zu Zugeständnissen herab, aber das geht zu weit. Taugenichtse! Emporkömmlinge, die sich durch böse Schliche bereichert haben! Leute ohne Manieren, die vor der Plünderung unseres Cercle die Augen verschlossen haben, jenes Cercle, den mein armer Mann gegründet hat und der nur die Crème der Gesellschaft aufnahm! Sie haben eine Kaserne daraus gemacht, und inzwischen haben ihre verdreckten Füße unsere Teppiche ruiniert und ihre waffenstarrenden Hintern unsere Sessel zerdrückt ...! Also wirklich, ich wundere mich sehr über dich, Claire.»

Sie ringt nach Luft.

«Sie empfangen doch auch den Kommandanten», sage ich.

Sie wirft einen besorgten Blick zur Tür und senkt die Stimme.

«Ich habe ihn nicht eingeladen», vertraut sie mir an. «Er ist von selbst gekommen. Es ist grauenvoll, wie schamlos sie sind.»

Madame Camuse trägt ein langärmliges graues Kleid, das bis zu ihren Stiefeletten reicht. Sie läuft mit kleinen Schritten hin und her, greift plötzlich nach der Kamee, die an einer langen Kette über ihrer Brust hängt, hebt den Blick zu dem französischen Ahnen, der sie mit strengem Blick mustert, und sagt: «Lieber verzichte ich auf den Ruhealtar!»

Sie rückt ihren weißen Haarknoten zurecht und steckt ihn ganz oben auf ihrem schönen, vornehmen Kopf fest, dann wechselt sie das Thema.

«Ich habe Nachricht von Frantz», erzählt sie mir. «Vielleicht kommt er mich bald besuchen. Glaub mir, es tut mir so leid, dass er nicht dich geheiratet hat! Ich habe etwas Angst vor dieser Ausländerin. Obwohl ich gegeistert bin, bin ich doch eine schreckliche Wilde geblieben. Ich fühle mich nur wohl, wenn ich in vertrauter Umgebung bin ... Er schien dich sehr charmant zu finden, und das warst du auch, mein Kind, das warst du.»

Sie spricht von mir in der Vergangenheit, als wäre ich schon tot.

«Weißt du, dass mein Sohn auf dem Weg ist, eine medizinische Kapazität zu werden? Und durch seine Ehe mit Mademoiselle Dechandre wird er keine Schwierigkeiten haben, sich in Frankreich durchzusetzen.»

Sie räuspert sich, zupft ihr Tuch zurecht und reicht mir ein Foto.

«Sieh nur, wie hübsch sie ist», sagt sie.

Sie ist wirklich hübsch und viel jünger als ich.

«Wie läuft es bei euch zu Hause mit Félicias Ehemann?», fragt sie dann.
«Ich finde ihn etwas ... distanziert, etwas ... seltsam ...»

«Jean Luze ist der perfekte Ehemann», antworte ich trocken.

«Oh, là, là, wie schnell du eingeschnappt bist, wenn es um ihn geht! Auf jeden Fall wird er Félicia hübsche Kinder machen ... Ich denke an deine Eltern ... Sie wären so glücklich über diese Ehe. Ich hoffe nur, dass Annette auch noch einen Mann findet, der ihrer Familie würdig ist.»

Und weiter springt sie ganz nach ihrer Art von einem Gedanken zum nächsten.

«Was hört man von der armen Dora Soubiran?», fragt sie mich gerade heraus. «Sie müssen sie ja regelrecht verstümmelt haben. Hast du sie gesehen? Ich warte noch, bis sich die Aufregung etwas legt. Eugénie Duclan hat sie besucht. Heimlich, aber sie hat sie besucht. Sie hat nichts mehr, da ... Das muss entsetzlich sein. Sie hat Eugénie erzählt, dass ihr Fleisch in Fetzen herumflog, während Calédu sie auspeitschte. Sie lag auf dem Rücken, die Beine gespreizt, festgehalten von vier Gefangenen, vier schmutzigen Bettlern, denen er sie nachher überließ ... Ich bin fünfund-siebig. Ich habe Revolutionäre und alle nur denkbaren Galgenvögel in

die Stadt kommen sehen, ich habe blutige Schlachten erlebt und den Bürgerkrieg mitgemacht, aber nie, verstehst du, niemals habe ich so sehr das Grauen und den Fluch auf unserer Stadt gespürt ...»

Aus dem Nachbarhaus erhebt sich eine klagende Stimme, dann brüllt sie laut. Ich spitze die Ohren und lausche.

«Das ist Jacques Marti», unterbricht sich Madame Camuse. «Seit gestern ist er außer Rand und Band.»

«Heiß, heiß, ich brenne», jammert die Stimme, «Gott hat die Tore der Hölle für uns geöffnet. Flammen schießen aus dem Himmel herab. Flammen, die Flammen der Hölle, und Satan ist unter uns. Hütet euch, meine Brüder ...»

«Psst! Sei still!», zischt eine andere Stimme. «Sonst hört man dich noch.»

Der Verrückte stößt einen Schrei aus.

«Da ist der Satan, ich sehe ihn, da, vor mir, er speit seinen Feuerhauch. Heiß! Ich brenne!»

«Pah!», macht Madame Camuse und zieht fröstelnd ihr Tuch über den mageren Schultern zusammen. «Ihm ist heiß, mir ist kalt, eine Frage des Alters und des Temperaments. Armer Joël! Seit gestern versucht er vergeblich, ihn zu beruhigen. Es ist schwer, wenn man in seinem Alter für einen Verrückten sorgen muss.»

Sie starrt voller Angst auf die Tür.

«Hoffentlich werden Jacques' Worte nicht schlecht ausgelegt!», flüstert sie mir zu.

Schauernd schlingt sie die Arme um die Brust.

Dumpfe, rhythmische Geräusche kommen von den Hängen.

«Sie fällen die Bäume», sagt Madame Camuse. «Hör nur die Äxte.»

«Peng, peng, peng!», brüllt der Verrückte. «Satan klopft ans Tor der Stadt, peng, peng, peng!»

«Psst!», zischt sein Bruder wieder.

Ich verlasse Madame Camuse. Auf der Straße treffe ich Calédu. Er grüßt mich, ich gehe mit erhobenem Kopf vorbei, hochmütig, verächtlich, als würde ich ihn nicht sehen. Aber mir ist nichts entgangen: weder